Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 39 (1959-1960)
Heft: 4

Buchbesprechung: Bücher
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zwischen Literaturgeschichte und Interpretation

«Literaturgeschichte zu schreiben halten heutzutage manche für unfein, andere schlechtweg für unmöglich.» So kennzeichnet *Albin Lesky* in seiner *Geschichte der griechischen Literatur* die Vertrauenskrise, in der sich die literarhistorische Darstellung gegenwärtig befindet[1]. Der Unterzeichnete, obwohl nicht ohne Bedenken gegen überspitzten Historismus, gehört weder zur einen noch zur anderen Gruppe, und er stellt alle Zweifel angesichts der überzeugenden Leistung des Wiener Altphilologen um so lieber zurück, als er von der Unerläßlichkeit der zusammenhängenden Darstellung literarischer Vorgänge tief überzeugt ist: «Den lieb ich, der Unmögliches begehrt.» Ein gangbarer Weg, die Bedenken zu überwinden, besteht im Mißtrauen gegen den Begriff der Entwicklung, der sich bei jeder historischen Arbeit ebenso willig wie täuschend einzustellen pflegt. Lesky hat diesen Weg insofern beschritten, als er sich nicht streng an die zeitliche Gliederung hält, sondern seinen gewaltigen Stoff in der Frühzeit nach Gattungen (Epos, Lyrik, religiöse Literatur, Anfänge der Philosophie, der Wissenschaften und Geschichtschreibung, des Dramas), im Zeitalter der Poleis vorwiegend zeitlich (Beginn und Höhe der Klassik, Die Aufklärung und ihre Gegner, Das 4. Jahrhundert bis Alexander), im Hellenismus räumlich (Athen und die neuen Zentren), in der Kaiserzeit wiederum nach Gattungen aufteilt (Dichtung in den alten Formen, Prosa). Dieses Verfahren befriedigt zwar nicht das Bedürfnis nach Schematismus, aber es wird dem eigenartigen Charakter der griechischen Literatur gerecht und ist darum methodisch einwandfrei. Daneben weist Leskys Handbuch eine Reihe weiterer Vorzüge auf: Es zeigt genauen Sinn für Proportionen, auch bei der Auseinandersetzung mit der internationalen kritischen Literatur; es ist einfach geschrieben, ohne die Probleme zu popularisieren; es ist reich an soliden Beobachtungen, wie bei einem erprobten Kenner vieler Einzelgebiete nicht anders zu erwarten. Eine runde, ausgewogene Leistung, der bei ähnlichem Umfang (827 Seiten Lexikonformat) in deutscher Sprache nichts Vergleichbares zur Seite steht.

Der literarhistorischen Darstellung verwandte Probleme wirft die Monographie auf. Freudig zu begrüßen ist der Neudruck eines Meisterwerkes: *Carl Justis Winckelmann und seine Zeitgenossen*[2]. Was den Zauber dieses nahezu hundert Jahre alten Buches ausmacht, das nun, von *Walther Rehm* herausgegeben, in 5. Auflage dreibändig vorliegt, ist weder die universelle Bildung des Verfassers allein noch sein Geschmack am Anekdotischen oder die ruhige Kraft der Gestaltung, die Ludwig Curtius den treffenden Vergleich mit einem Bildungsroman eingab; es ist vornehmlich der Charme eines trotz gründlicher Gelehrsamkeit weltklugen Autors. Er erhellt vielleicht am besten aus dem Geschichtchen, das *Wilhelm Waetzoldt* in dem einleitenden Essay über Justi berichtet: Dieser las im Alter den Horaz in einer entzückenden Ausgabe des 18. Jahrhunderts, aber seine philologischen Kollegen durften das nicht wissen, da der Text so schlecht war. Spricht daraus nur die Freude am schönen Buch? Vielleicht noch mehr jener holde Leichtsinn, mit dem der große Gelehrte zum Kummer der Nachwelt auch beim Zitieren seines riesigen Quellenmaterials so gern verfuhr. Der Herausgeber hat hier berichtigend und ergänzend eingegriffen, wo es möglich war, auch einige bibliographische Hinweise auf die von Justi gern benutzten Werke gegeben. Im übrigen ist der Text vollständig bis auf das Laokoon-Kapitel und die Anhänge, wo-

für man auf die früheren Auflagen bzw. auf den IV. Band der kritischen Ausgabe der Winckelmann-Briefe zurückgreifen muß.

Man ermißt den Verfall der monographischen Darstellung, wenn man mit Justis Werk das Buch des Engländers *Alfred Noyes* über *Voltaire* vergleicht, das *Hermann Rinn* für die deutsche Ausgabe bearbeitet und gekürzt hat[3]. Der Universalismus ist verlorengegangen, denn der insular beschränkte Blick des Verfassers richtet sich vorzugsweise auf die kritische Literatur seiner Landsleute; das Anekdotische wird nicht zum Historischen sublimiert, sondern als «Klatsch» abgetan; moralische Zensuren werden erteilt, apodiktische Urteile gefällt. Justi sah seinem Winckelmann keine Schwäche nach; Noyes bemüht sich vergebens um die Rettung Voltaires für das Christentum, indem er ihm eine *anima naturaliter christiana* zuschreibt, was indessen niemanden darüber hinwegtäuschen kann, daß Voltaire als Deist zum *mysterium tremendum* und *fascinosum* des Religiösen schlechterdings kein Verhältnis hatte. Bedarf aber der Mann, der Männerstolz vor Königsthronen zeigte und dem es heiliger Ernst war, wenn die Gerechtigkeit verletzt wurde oder scheußlicher Fanatismus sich breit machte, überhaupt einer Rettung seiner Glaubensüberzeugung, von welcher Seite sie auch kommen möge?

Weniger hochgesteckte Ziele verfolgen zwei kleine, aber nützliche und gründliche Veröffentlichungen über lebende Autoren. Zum 60. Geburtstag *Friedrich Georg Jüngers* am 1. September 1958 erschien eine in freundschaftlicher Verbundenheit gehaltene Rede auf den Dichter von *Benno von Wiese*, durch eine Bibliographie der Werke Jüngers von *Armin Mohler* ergänzt[4]. *Eduard Stäuble* bezeichnet seine interessante Monographie über *Max Frisch, einen Schweizer Dichter der Gegenwart*, als den *Versuch einer Gesamtdarstellung*[5]. Ausgehend von der Tatsache, daß seit Kriegsende zwei schweizerische Dramatiker, Frisch und Dürrenmatt, weit über die Landesgrenzen hinaus wirken, nimmt Stäuble den bisherigen Bestand von Frischs epischem und dramatischem Werk auf, unterrichtet über dessen Inhalt und versucht, soweit es aus zeitlicher und räumlicher Nähe möglich ist, eine erste Analyse, die auf die bedrängenden Fragen Antwort geben will, welche Frischs Schaffen stellt. Wie es nicht anders sein kann, haftet dem Buche der Charakter des Vorläufigen an. Dennoch sind wir dankbar, es zu besitzen, weil es einem Lebenden nüchtern und sachlich, doch mit innerer Beteiligung gerecht zu werden sucht.

Heine und die Folgen

Eine vergleichsweise bescheidene Arbeit neben dem immerhin gründlichen Buche von Noyes ist die Monographie von *Cuno Ch. Lehrmann* über *Heinrich Heine — Kämpfer und Dichter*[6]. Hier geht der Enthusiast mit dem Kritiker durch; daß Heine neben guten auch elende Verse geschrieben hat, daß sein Charakter wenig erfreuliche Seiten zeigte, wird man bei Lehrmann vergeblich zu lesen suchen oder entschuldigt finden. Im übrigen scheint mir beim Thema Heine nichts verhängnisvoller als freundliche Naivitäten, etwa in dem Sinne: «Allein vom Standpunkt des Tourismus sollte sein Vaterland ihm für alle Zeiten zu Dank verpflichtet sein und seinen Namen für immer hochhalten.» Es hätte wahrlich andere Gründe, sich seines schärfsten Kritikers öfter zu erinnern! Auch Lehrmanns gutgemeintes, doch nachlässig geschriebenes, mit Zitaten und Paraphrasen überlastetes Buch wird die Heine-Renaissance nicht bewirken, um die es dem Verfasser geht. Er hat recht, wenn er die Neuwertung Heines als Aufgabe der akademischen Kreise bezeichnet, «aus deren Reihen seine grimmigsten Ankläger hervorgingen». Doch die bahnbrechende moderne Heine-Monographie vermissen wir.

Wohl aber hat sich die Forschung Einzelproblemen zugewandt. *Hans Kaufmann* behandelt «Deutschland — Ein Wintermärchen» in seinem Buche *Politisches Gedicht und klassische Dichtung* vom marxistischen Stand-

punkt aus[7]. Über diesen zu rechten lohnt nicht, da es sich um ein Dogma handelt; darum ist es mit seiner Hilfe sehr einfach, unbequeme Äußerungen Heines wegzudiskutieren, etwa sein Pochen auf die Freiheit der Kunst: «Sowie die Demokratie wirklich zur Herrschaft gelangt, hat alle Poesie ein Ende», oder: «Ich habe große Furcht vor dem Greuel einer Proletarierherrschaft» usw. Es ergibt sich das Paradox, daß gerade mit Hilfe der dialektischen Methode der Dialektik Heines, das heißt seinem jederzeit beweglichen Geiste nicht beizukommen ist. Auch Kaufmann versucht eine überflüssige Rettung: die Rechtfertigung Heines vor der Theorie des historischen Materialismus. Er tut es mit Geist, kritischem Sinn, in klarer Sprache und weit präziser als Lehrmann — feste Standpunkte erlauben immer die größere Exaktheit —; aber er vergewaltigt einen Dichter, dessen Schicksal es zu sein scheint, von der Nachwelt vergewaltigt zu werden.

Ein wahres Meisterstück dieses Verfahrens bildet, im Namen «volkhaften Empfindens», das Heine-Kapitel in *Franz Kochs* zweibändiger Untersuchung *Idee und Wirklichkeit — Deutsche Dichtung zwischen Romantik und Naturalismus*[8]. Vergleicht man dieses Kapitel mit den zwei Seiten über Heine in Kochs «Geschichte deutscher Dichtung» von 1937/1940, einem üblen Erzeugnis rassenwahnbesessenen Gelehrtenfleißes, so bemerkt man, daß die Formulierungen heute zurückhaltender geworden sind, während sich an der Substanz, durch die Methode einseitigen Zitierens unterstützt, nichts geändert hat. «Erpressungen» werden Heine mehrfach vorgeworfen, Mangel an Originalität natürlich ebenfalls. I 36 heißt es zwar, Heine habe einen «Rest religiösen Fühlens, das ganz ja nicht geschwunden war», durch Bibellektüre wieder belebt, während ihm eine Seite zuvor jede religiöse Überzeugung schlankweg abgesprochen worden war. Und selbstverständlich stand er zeitlebens mit der deutschen Grammatik «auf gespanntem Fuß, die richtige Anwendung des Dativs und Akkusativs, der Gebrauch des Konjunktivs wurde ihm nie ganz geläufig» — mit einem Wort: er mauschelte, wiederum nach eigenem Geständnis. Es ist nicht ohne Reiz, dazu die Bemerkung zu lesen, welche der Bonner Romanist Roger Bauer in seiner Rezension des Kochschen Buches (Etudes Germaniques, unter dem zutreffenden Titel «Encore le dogme du sang et de la terre») über Kochs Stil schreibt: «L'allemand de M. Koch se lit facilement, mais on est choqué trop souvent par le jargon habituel aux ouvrages de cette veine.» Als Beispiel der «grandiloquence prétentieuse» führt Bauer die Worte an, mit denen Koch die Judith im «Grünen Heinrich» als «ein vom Humanismus unberührtes germanisches Schönheitsideal» vorstellt, während Valentin aus Raimunds «Verschwender» laut Koch «in die Reihe jener Dümmlingsgestalten wie Parzival und Simplicissimus gehört, die am Ende zu Musterbildern deutschen Wesens überhaupt werden». Dem Mute zur Selbstentlarvung eines Autors sind keine Grenzen gesetzt.

Thematisch, doch nicht in der Tendenz berührt sich *Walter Höllerers* Untersuchung *Zwischen Klassik und Moderne — Lachen und Weinen in der Dichtung einer Übergangszeit* mit Kochs Buch[9]. Höllerer sucht dem Zeitalter zwischen Goethes und Heines Tod mit Maßstäben beizukommen, welche der Epoche selbst entnommen sind. Er geht von knappen, gleichsam stellvertretenden Texten aus, setzt sie zu ergänzenden oder gegensätzlichen Äußerungen in Beziehung und sucht ihren geistigen Standort zu bestimmen. Die Texte sind so gewählt, daß sie auf zwei Grenzsituationen menschlichen Verhaltens Bezug nehmen: «Im Lachen und Weinen scheiden sich die Geister, die idyllischen und die ironischen, die weltschmerzlichen und die satirischen Naturen. Es gibt in dieser Epoche kaum einen Dichter, der nicht Lachen und Weinen... an Mittelpunktstellen in seine Dichtung aufgenommen hätte.» In der Tat scheinen mir diese Gemütsbewegungen in ihrer sinnbildlichen Funktion so typisch, daß sich an ihnen das neue Gesicht der Übergangsepoche beschreiben läßt; für andere

Zeiten dürfte dieses heuristische Prinzip indessen kaum ausreichen, zumal es schon hier gelegentlich nur als Ausgangspunkt dient. Für die Interpretation von Heines Dichtung aber leistet die Analyse dieser Verhaltensweisen mehr als die bisher besprochenen Methoden. Einige Ungenauigkeiten und Ungeschicklichkeiten sollten in einer Neuauflage des Buches behoben werden.

Dem Weinen und Lachen benachbart sind die Gemütszustände *Angst und Mut.* Ihnen hat *Mario Wandruszka* eine vergleichend linguistische Studie gewidmet, ein Muster ihrer Art[10]. Der Verfasser untersucht den entsprechenden Wortschatz der indoeuropäischen Sprachen, zieht verwandte Begriffe erläuternd heran, belegt die einzelnen Bedeutungen durch gut gewählte Beispiele, zum Teil aus der jüngsten Literatur, und legt damit tragfähigen Grund für die Antwort auf die Frage nach dem Wesen des Menschen. Im übrigen beweist der Essay über den Mut, daß auch im «Zeitalter der Angst» die Erinnerung an menschenwürdiges Verhalten nicht ganz ausgestorben ist. Seine Tiefe empfängt es freilich erst vor dem Hintergrunde ewiger Daseinsbedrohung, das sich im unbestimmten Gefühle der Angst tausendfach bricht.

Vorzüge der komparatistischen Methode

Höllerer wie Wandruszka bedienen sich der vergleichenden Methode. Sie war für Justi noch selbstverständliche Voraussetzung einer Gelehrtenmonographie, welche Preußen, Sachsen und den Kirchenstaat zum Schauplatz hatte und ohne Justis Vertrautheit mit den klassischen und modernen Literaturen nie hätte entstehen können. Heute ist die Methode infolge der allgemeinen Spezialisierung in Mißkredit geraten, sehr zum Schaden der nunmehr isolierten Einzelphilologien. Was sie leisten kann, zeigen die Aufsätze des Sammelbandes *Forschungsprobleme der Vergleichenden Literaturgeschichte,* dessen II. Folge *Fritz Ernst* und *Kurt Wais* herausgegeben haben[11]. Dem «geborenen Komparatisten» Fritz Ernst, 1958 in Zürich verstorben, widmen sein Schüler Daniel Bodmer und Kurt Wais bewegende Gedenkworte; Bodmer erinnert überdies an «Louis Paul Betz — Zürichs ersten Komparatisten». Wais untersucht «Das Schrifttum der französischen Aufklärung in seinem Nachleben von Feuerbach bis Nietzsche» (womit er ein Hauptthema des Komparatismus, eben das «Nachleben» bestimmter Gestalten oder Geistesströmungen in anderen Literaturen, aufgreift), sein Schüler Johannes Hösle «Die deutsche... Dichtung der Jahrhundertwende im Spiegel französischer Zeitschriften von 1900 bis 1914». Der unterdessen ebenfalls verstorbene Basler Gelehrte Ernst Merian-Genast vergleicht «Französische und deutsche Übersetzungskunst» (wiederum ein Zentralthema der Komparatistik). Weitere Beiträger des Bandes — Franzosen, Engländer, Amerikaner, Niederländer, Schweizer, Deutsche — bilden ein internationales Gremium, wie es sich sonst nur in der klassischen Philologie oder Romanistik zu vereinigen pflegt. Für die Unterrichtung über die Probleme der Komparatistik sei vor allem der Aufsatz Werner Paul Friederichs «Zur Vergleichenden Literaturgeschichte in den Vereinigten Staaten» empfohlen: Er ist geeignet, manches Vorurteil über dieses Fach zu zerstreuen und die oft seltsamen amerikanischen Methoden aus den Bildungsvoraussetzungen des Landes verständlich zu machen.

Wer sich in vergleichenden Studien versuche, pflege je nach seinem Ausgangspunkt Germanist, Romanist oder Anglist zu bleiben, schreibt *Kurt Wais* im Vorwort zu den «Forschungsproblemen». Seine eigene Liebe gilt vor allem der französischen Literatur. In seiner jüngsten romanistischen Veröffentlichung *Französische Marksteine von Racine bis Saint-John Perse* hat er Aufsätze gesammelt, deren Grundthema die Auseinandersetzung zwischen «strengem Anschluß an geschaffene ältere Form und Norm» und dem Schaffen der «großen Ungenügsamen» bildet, die «aus den Stürmen gewaltiger individueller Erfahrungen heraus immer wieder das Steuer der allgemeinen Fahrtrichtung zu

wenden wußten»[12]. An rund zwanzig Dichtern wird das Thema abgewandelt: temperamentvoll und geistreich in der Diktion, originell in der Fragestellung, maßvoll in den Antworten. Ein Aufsatz wie «Stendhal der Überwinder» trägt wesentlich zur Erhellung dieses rätselhaften Geistes bei; die psychologische Tiefenschärfe der Untersuchung entspricht dem Gegenstand ebenso wie ihre blendende Formulierung. Ein Buch, das man mit ästhetischem Wohlgefallen liest, weil es mit künstlerischem Vermögen geschrieben ist.

Auch in *Herbert Schöfflers Essays zur Geistes- und Religionsgeschichte* unter dem Titel *Deutscher Geist im 18. Jahrhundert* erkennt *Götz von Selle* als Herausgeber künstlerische Gestaltungskraft. Neben der köstlichen und tröstlichen «Kleinen Geographie des deutschen Witzes» verdanken wir diesem Anglisten wahrhaft erleuchtende Untersuchungen über die schweizerische und deutsche Aufklärung und den Sturm und Drang. Doch Schöfflers Spürsinn für echte Probleme bewegte sich nicht nur zwischen den Nationalliteraturen («Der junge Goethe und das englische Bibelwerk»); vielmehr gelangen ihm die fruchtbarsten Erkenntnisse durch die Anwendung religionssoziologischer Kategorien auf die Literaturgeschichte. Darum seine Vorliebe für Pfarrer wie Breitinger und Herder; daher die fundamental wichtige Studie über den «Werther» mit der erregenden These einer Säkularisierung der Passionsgeschichte nach dem Johannes-Evangelium im Liebesroman. Schöfflers Untersuchungen fortzusetzen und ihren hin und wieder fragmentarischen Charakter zum Bilde abzurunden, bleibt das Vermächtnis, welches dieser geniale Komparatist der Nachwelt hinterlassen hat.

Ein Grundbuch der Vergleichenden Literaturwissenschaft ist bald nach seinem Erscheinen in den Vereinigten Staaten nun auch in deutscher Sprache zugänglich geworden: *René Welleks Geschichte der Literaturkritik 1750—1830*[14]; ein weiterer Band soll das bedeutende Werk bis zur Gegenwart fortführen. Der deutsche Titel ist mißverständlich (wie mancher Ausdruck der Übersetzung): Wellek hat eine Geschichte der Poetik und Literaturtheorie geschrieben, ein komparatistisches Gegenstück zu Markwardts «Geschichte der deutschen Poetik». Behandelt werden die poetologischen Erzeugnisse der englischen, französischen, deutschen und italienischen Literatur vom Verfall der normativen Renaissance-Poetik bis zum Ausgang der Romantik. Der Einsatz um die Mitte des 18. Jahrhunderts bestätigt die von Ernst Robert Curtius und anderen gemachte Beobachtung, daß die europäische Literatur als übernationale Leistung damals zu Ende ging; ob freilich die Darstellung der vorangehenden Entwicklung «eine fast ausschließlich literar-*historische* Aufgabe» wäre, darf bezweifelt werden. Wellek hat den Blick jedenfalls auch auf die Deutung der gegenwärtigen Erscheinungen gerichtet, welche erst durch die Veränderungen seit 1750 Kontur gewinnen. Seiner These, daß literarische Theorie und Praxis oft auseinanderklaffen, kann man nur zustimmen. Freilich stimmt auch amerikanisches und europäisches Urteil über einzelne Phänomene nicht immer überein (etwa im Lessing-Kapitel), was indessen die fundamentale Bedeutung anderer Kapitel (etwa über Coleridge) und des Werkes als Ganzen nicht schmälert: von einem übernationalen Standpunkt aus eine synoptische Darstellung der Literaturtheorien zu geben, wie wir keine zweite besitzen. Mit Spannung darf man den II. Band erwarten, der nun auch Spanien, die slawischen Länder und die Vereinigten Staaten einbeziehen soll. Erst nach Abschluß des Werkes wird eine gründliche Würdigung möglich sein. — Im Zusammenhang mit dem Buche Welleks, der ein Kapitel den Ideen des Ästhetikers Solger widmet, sei die feinsinnige Arbeit von *Rudolf Wildbolz* über den *Philosophischen Dialog als literarisches Kunstwerk* erwähnt, die *Untersuchungen über Solgers «Philosophische Gespräche»* von 1817 bietet: eine Studie, welche in ihrer Konzentration auf die gleichsam vorliterarische Entscheidung über die zu wählende Form — Brief, Essay,

Aphorismus usw. — ähnlich Wandruszkas Untersuchung anthropologische Fragestellungen berührt[15].

Ein in seiner Art universales Buch war auch *Oskar Walzels Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters* (1929), das jetzt als unveränderter fotomechanischer Neudruck wieder vorliegt[16]. Gewiß, die Patina (nicht der Staub!) der Vergänglichkeit hat sich auf Walzels Kompendium der literarischen Prinzipien gelegt; die «wechselseitige Erhellung der Künste», eine seiner Lieblingsideen, hat an Glanz verloren; auch methodisch gefällt die Mischung von Auseinandersetzung mit den Neuerscheinungen von damals und eigener Forschung nicht mehr, und die Entstehung des Buches aus hitzigen Seminardiskussionen belastet seine Form. Dennoch bleibt «Gehalt und Gestalt» mehr als ein «Zeitdokument», wie der Verlag den Neudruck bescheiden nennt; es ist vielmehr ein Dokument des Ringens um eine ästhetische Grundlegung der Literaturtheorie, dem man heute zwar manchen Irrweg nachsagen kann, nicht aber Mangel an fruchtbaren Anregungen aller Art.

Vermischte Aufsätze

Überdies ist Walzels Buch ein Dokument jener extensiven Lektüre, die heute mehr und mehr außer Mode gerät zugunsten der intensiven Beschäftigung mit *einem* Gedicht, *einer* Novelle, *einem* Drama, worin sich ebenfalls das Mißtrauen gegen die geschichtliche Darstellung äußert. Zwar betont *Wolfgang Kayser* in dem Aufsatz «Literarische Wertung und Interpretation» seines Sammelbandes *Die Vortragsreise — Studien zur Literatur*, geschichtliche Betrachtung und Interpretation seien keine Gegensätze; doch er ist der Meinung, die Interpretation brauche «eine besondere Einstellung auf das Dichterische, die von der historischen wesensmäßig verschieden ist» — kurz: die ästhetische[17]. (Höllerer hatte vorsichtiger formuliert: Er erhebt Bedenken gegen den Versuch, «Dichtungsontologie im Überspringen des historischen Fragens zu erarbeiten», und verschmäht in der Ausführung keineswegs zeit- und gesellschaftsgeschichtliche Beleuchtung literarischer Probleme.) Entschiedener noch hebt *Emil Staiger* im Titelaufsatz seiner Sammlung *Die Kunst der Interpretation — Studien zur deutschen Literaturgeschichte* die ästhetische Einstellung hervor[18]: «Der Interpret maßt sich an, auf wissenschaftliche Weise etwas über die Dichtung auszusagen, was ihr Geheimnis und ihre Schönheit, ohne sie zu zerstören, erschließt und mit der Erkenntnis zugleich die Lust am Wort des Sprachkunstwerks vertieft.» Diese abgewogene Formulierung scheint mir das Wesentliche sehr genau zu treffen. Denn mit dem einfachen «Gefühl», ein Gedicht sei schön, ist so wenig anzufangen wie mit der Kenntnis der äußeren Umstände seines Entstehens allein. Es fragt sich, wie es gemacht sei, damit es schön wirke (denn meist ist es im ganz handwerklichen Sinne «gemacht» und nicht «eingegeben», wie die Theoretiker des *furor poeticus* glauben lassen möchten): nicht etwa, um es nachzumachen (was unmöglich ist), vielmehr um den Gesetzen auf die Spur zu kommen, die ein Sprachkunstwerk schön, rund, vollendet erscheinen lassen, und um sie dem Publikum mitzuteilen, damit es selber fähig werde, das Schöne und Geglückte vom Nicht-Schönen und Verunglückten kritisch zu scheiden. Hier liegt die Nahtstelle zwischen Interpretation und Kritik, hier auch die Publikumsaufgabe des Kritikers. Kayser und Staiger werden ihr in Einzelinterpretationen gerecht. Dabei greift Kayser wiederholt über sein engeres Fachgebiet, die Germanistik, hinaus, indem er Themen der spanischen und portugiesischen Literatur in den Kreis seiner Betrachtungen einbezieht. — Neben diesen beiden Bänden fallen die unter dem lapidaren Titel *Kritik* gesammelten *Essays zur modernen Literatur* von *Hans Hennecke* entschieden ab: nicht allein, weil sie nur Gelegenheitsrezensionen vereinigen, sondern weil der Verfasser den Stoff nicht in Form gebracht hat[19]. Was Essays sein sollten, bleiben bald interessante,

bald gleichgültige Notizen, Einfälle, Aperçus; sie stehen zwar unter bestimmten Leitideen, werden aber nur in Ansätzen folgerecht entwickelt.

Erheblich höheres Niveau zeigen die *Neuen Studien zur modernen Literatur* von *Hans Egon Holthusen* unter dem gemeinsamen Titel *Das Schöne und das Wahre*[20]. Der Nachdruck liegt auf dem Wahren, das sich im Schönen offenbart: eine Poetik, am Beispiel von sieben Dichtern (Eliot, Benn, Kommerell, Bernanos, Valéry, Erhart Kästner, Ingeborg Bachmann) entwickelt, die auf das vielberufene «Existentielle» zielt, daher die Literaturwissenschaft nur beschränkt angeht. Die Richtung von Holthusens Denken wird am deutlichsten im abschließenden «Versuch über den Aufstand in Ungarn»: Von achtbarer Gesinnung getragen, wirkt er doch so unverbindlich, im unseligsten Sinne ästhetisch, daß er zu den grausigen Tatsachen in keiner inneren Beziehung steht; im Rahmen des Buches wirkt er einfach peinlich. Warum beschränkt sich der Verfasser nicht auf Themen wie «Max Kommerell und die deutsche Klassik», für die er Kompetenz, Kühnheit, Leidenschaft, Gestimmtheit, nachgestaltende Phantasie als auszeichnende Tugenden des Essayisten mitbringt?

In anderem Sinne peinlich sind die *Gespräche in einer Bibliothek* von *Arno Schmidt* unter dem aparten Titel *Dya Na Sore*[21]. Hier hält ein zorniger junger Mann, ewig räsonierend, alle Welt für dumm und sich allein für gescheit und tut, als hätte er Kenntnis und Verständnis unserer Literatur in Erbpacht. Das sei ihm unbenommen, zumal er in der Tat gescheit ist. Doch so einfach liegen die Dinge nicht, wie Schmidt sie darstellt. «Dya Na Sore» heißt der utopische Staatsroman eines größenwahnsinnigen Barden namens Wilhelm Friedrich (von) Meyer(n), 1762—1829, zur Goethe-Zeit nicht unbekannt, in Varnhagens Klatschsammlung, in Jean Pauls «Hesperus» gegenwärtig, aber auch neuerdings gewürdigt, so zum Beispiel — bezeichnenderweise positiv — von Nadler; Kosch und sogar der Brockhaus verzeichnen seine Namen und Untaten. Schmidt hat ihn also nicht wiederentdeckt. Aber macht aus Meyern einen Nietzsche-Vorläufer, Verehrer der «blonden Bestie» *ante litteram*. Hätte er faktische Zusammenhänge aufzeigen können, so wären wir ihm dankbar für die Entdeckung; doch einige mehr oder weniger zufällige Parallelen von Ideen und Formulierungen genügen nicht. Wozu also die Aufführung von Meyerns perversem Unfug? «Es ist eine der Aufgaben des Künstlers, boshaft zu sein», heißt es in dem Gespräch über Schnabels «Insel Felsenburg», dem lesenswertesten des Bandes; aber nicht die einzige. Bei Schmidt wird Bosheit Selbstzweck; sie ermüdet nicht weniger als Stifters gallig kritisierte sanfte Langeweile. Kesse Bilderstürmerei und Vorliebe für das Triviale (das freilich ein sehr ernsthafter Gegenstand literarsoziologischer Studien sein kann) finden ihre Grenzen am guten Geschmack. Die imaginäre Führung Goethes durch die moderne Welt ist einfach schnodderig: nicht einmal das Symptom einer Zeit, welcher der Sinn für Ehrfurcht abhanden gekommen ist, vielmehr der gestörten Digestion eines Zeitgenossen. *Videant medici.*

Sind die bisher angezeigten Sammelbände meist nur durch die Darstellungsweise ihrer Verfasser oder die Gelegenheit der Darbietung vor der Öffentlichkeit verbunden (wofür Kayser den mit Witz begründeten Titel «Die Vortragsreise» gefunden hat), so gelten *Richard Alewyns* Essays allein dem verehrten *Hugo von Hofmannsthal*, bilden also eine thematische Einheit, ja sind eigentlich Entwürfe zu einer Monographie[22]. Wohl haben sich letzthin die Stimmen über Hofmannsthal gemehrt; auch sein Herausgeber *Herbert Steiner* wartet in einem Bändchen *Begegnungen mit Dichtern* unter anderen mit zwei Hofmannsthal-Aufsätzen auf, deren einer persönliche Erinnerungen mitteilt, während der zweite dem «Kleinen Welttheater» gewidmet ist[23]. Doch kein anderer Autor läßt die innere Nähe zu dem Dichter spüren wie Alewyn. Seine sechs Essays, im Laufe zweier Jahrzehnte entstanden, vereinen sorgfältigste

Analyse mit einer selten gewordenen Fähigkeit zu rhetorischer Darbietung, Originalität mit Klarheit des Gedankens, jene «Witterung» für das erregend Problematische und spezifisch Literarische, welche dem Kenner sogleich den Kenner verrät, mit dem Vermögen zur Klärung verwickelter und verwirrender Zustände: Essays also im ursprünglichen wie im übertragenen Sinne des Wortes, versuchende Annäherungen an das Zentrum einer inkommensurablen Dichterexistenz. Soll sich der Leser die Abrundung dieser Studien zu einem Buche wünschen? Vielleicht liegt ihr höchster Reiz im Fragmentarischen, welches zum Selbstdenken ermuntert und die nachschaffende Phantasie bewegt, ähnlich den großen Fragmenten Hofmannsthals selbst.

Horst Rüdiger

---

[1] Francke Verlag, Bern 1957/58. [2] Phaidon Verlag, Köln 1956. [3] Verlag Georg D. W. Callwey, München 1958. [4] Privatdruck der Verlage Carl Hanser, München, und Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main. [5] Bodensee-Verlag, Amriswil 1957. [6] Francke Verlag, Bern 1957. [7] Aufbau-Verlag, Berlin 1958. [8] Verlag Louis Ehlermann, Düsseldorf 1956. [9] Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1958. [10] Ebendort. [11] Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1958. [12] Walter de Gruyter & Co., Berlin 1958. [13] Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1956. [14] Hermann Luchterhand Verlag, Darmstadt 1959. [15] Verlag Paul Haupt, Bern und Stuttgart 1952. [16] Hermann Gentner Verlag, Darmstadt 1957. [17] Francke Verlag, Bern 1958. [18] Atlantis Verlag, Zürich 1955. [19] C. Bertelsmann, Gütersloh 1958. [20] R. Piper & Co. Verlag, München 1958. [21] Stahlberg, Karlsruhe 1958. [22] Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1958. [23] Druck der Trajanus-Presse für die Maximilian-Gesellschaft Hamburg, 1957.

Eine James-Joyce-Biographie

Die biographische und kritische Literatur über James Joyce wächst unaufhörlich an. Besonders stark ist dabei der amerikanische Anteil vertreten. Seit Harry Levins grundlegender Interpretation von 1944 sind zahlreiche Werke erschienen, die sich mit allen erdenklichen Aspekten seiner Kunst und seiner Persönlichkeit beschäftigen. Dabei ist immer wieder die Frage nach der eigentümlichen Verarbeitung autobiographischen Materials durch Joyce selbst gestellt worden. Diese Fragestellung mag einem modernen Leser als merkwürdig veraltet vorkommen, glaubt man doch gegenwärtig, daß die bloße Kenntnis der stofflichen Quellen eines Kunstwerks herzlich wenig zu dessen eigentlicher Erhellung beizutragen vermag. Anders die Leserschaft von Joyce, dem Schöpfer einer neuen Romantechnik. Sie hat schon immer unter dem Eindruck gestanden, daß der phantastische Beziehungsreichtum, die verblüffende Präzision der Beschreibung von Irlands Hauptstadt, die erbarmungslose Blickschärfe für das Seelenleben einzelner Menschen nicht ohne unmittelbaren Bezug auf sehr reale Gegebenheiten gestaltet worden sein konnte. So sind denn schon früh Versuche unternommen worden, dem Erlebniskreis des Dichters nachzuspüren. Man hoffte durch ein genaues Verstehen des Prozesses der Materialverarbeitung wenigstens einen Teil der erheblichen Schwierigkeiten überwinden zu können, die sich dem Verständnis besonders seines Spätwerks *Finnegans Wake* entgegenstellen.

So versuchte Patricia Hutchins in *James Joyce's Dublin* (1956) und Hugh Kenner in *Dublin's Joyce* (1956, die besondere Verbindung des Erzählers mit seiner Vaterstadt zu ergründen, während Marvin Magalener und Richard M. Kain in *Joyce, the Man, the Work, the Reputation* (1956) Persönlichkeit

und Werkecho herauszuarbeiten versuchen. Einen bemerkenswerten Beitrag zur Klärung einzelner Phasen im Leben Joyces hat sein Bruder Stanislaus Joyce in dem ursprünglich in italienischer Sprache erschienenen Buch *My Brother's Keeper; James Joyce's Early Years* (1958) geliefert. Eine gute Ergänzung hiezu bildet das Buch *Our Friend James Joyce* (1958) von Mary und Padraic Column, die den Dichter sowohl in seiner Frühzeit in Dublin, wie auch in den Jahren seines Ruhms in Paris gekannt hatten. Die *James Joyce Review*, herausgegeben von Edmund L. Epstein (New York, seit 1957) bringt laufend neues Material bei. Die zahlreichen Interpretationsversuche können in diesem Zusammenhange nicht einmal angeführt werden. Von großer Bedeutung sind die von Stuart Gilbert herausgegebenen Briefe *Letters of James Joyce* (1957), obwohl die Sammlung noch nicht vollständig sein kann. Eine Biographie, die all dieses neue Material verarbeitet, wird aus der Feder des Amerikaners Richard Ellmann, des führenden Joyce-Spezialisten der Gegenwart, dem wir schon mehrere hervorragende Aufsätze über Joyce und sein künstlerisches Schaffen verdanken, erwartet.

Inzwischen ist man für ein Gesamtbild der Persönlichkeit des Dichters noch immer auf Herbert Gormans Biographie angewiesen, die erstmals 1939 im Einverständnis mit dem Dichter erschien, das heißt auf ein Werk, das zwar einerseits durch die zum Teil direkten Auskünfte aus des Dichters Mund einen besonderen Reiz erhält, anderseits aber noch ohne die obgenannten bedeutsamen Beiträge auskommen mußte. Herbert Gorman, ein amerikanischer Schriftsteller, der neben zahlreichen andern Werken auch Biographien von Longfellow und Hawthorne verfaßte, ist vor zwei Jahren gestorben.

Nun ist Gormans Lebensbild von James Joyce auch in deutscher Sprache unter dem Titel *James Joyce; sein Leben und sein Werk. Mit einem Nachtrag von Carola Giedion-Welcker* im Claassen Verlag, Hamburg 1957, erschienen. Die Übertragung wurde von Hans Hennecke besorgt und liest sich ausgezeichnet. Besonders eindrucksvoll und lehrreich erscheint die Darstellung der kulturellen Hintergründe Irlands zur Jugendzeit von James Joyce, samt der Bedeutung der Jesuitenschule von Clongowes Wood, Belvedere und der katholischen Universität. Hierüber liegen jetzt auch besondere Studien wie *Joyce Among the Jesuits* von Kevin Sullivan (1957) und *Joyce and Aquinas* von William T. Noon, S. J. (1957) vor. Unzählige Male wird der Leser an Stellen aus der meisterhaften Jugendschilderung *Portrait of the Artist as a Young Man* erinnert. Wir erfahren, wie früh Joyce sich zum Schreiben hingezogen fühlte, wie er als Vierzehnjähriger eine reizvolle, noch heute erhaltene Übersetzung der dreizehnten Ode aus dem dritten Buch des Horaz liefert, in der bezeichnenderweise schon das Motiv des murmelnden Wassers aufklingt, und wie er als Achtzehnjähriger bereits einen Artikel über Ibsen in einer angesehenen englischen Zeitschrift unterbringt. Wir sehen, wie kühl und distanziert er sich zu seiner Vaterstadt verhält, die ihm letzten Endes das gesamte Material für sein Werk lieferte, und wie er sich nach seinem B. A.-Examen durch seinen ersten Pariser Aufenthalt hindurchhungert. Es folgt die Rückkehr nach Dublin, die Begegnung mit Nora Barnacle, seiner spätern Lebensgefährtin, die endgültige äußere Abwendung von Dublin, die Reise nach Zürich (1904), wo er als Sprachlehrer unterzukommen hoffte, was ihm aber nicht gelang.

Wir hören von seinem ersten Aufenthalt in Triest (1904—1915) und dem unglaublichen, mehr als 10 Jahre dauernden Kampf mit einem Verleger, die Kurzgeschichten *Dubliners* zum Druck zu bringen, die trotz eines Verlagsvertrags nicht nur nicht gedruckt, sondern deren Satz sogar wieder abgelegt wurde. Wir erkennen das bleibende Verdienst des amerikanischen Verlegers Ben Huebsch, der im Jahre 1916 mit der Veröffentlichung der *Dubliners* und des *Portrait of the Artist as a Young Man* dem Erzähler den Weg zur Leserschaft und damit zu einem nunmehr rasch wachsenden literarischen Ansehens ebnete.

Italiens Eintritt in den ersten Weltkrieg führt zur Übersiedlung des Joyce-Haushaltes nach Zürich. Den vier wichtigen Zürcher Jahren (1915—1919), in denen ein beträchtlicher Teil des Ulysses entsteht, werden rund 30 Seiten gewidmet. Joyce wohnt nacheinander an der Gartenstraße, der Kreuzstraße, der Seefeldstraße (zusammen mit Philipp Jarnach), an der Universitätstraße; er verkehrt in Künstlerkreisen und einer Gruppe von Sprachbeflissenen, mit denen er im «Pfauen» seinen Fendant trinkt; er besucht die Oper, er findet Mäzene und verliert sie wieder, er weiß um die Schule C. G. Jung und kämpft mit seinem Augenleiden. Er schließt sich einer englischen Theatergruppe an und verkracht sich dabei mit dem britischen Konsulat, was bis zu einer Verhandlung vor Bezirksgericht führt.

Zürich behielt für ihn eine besondere Anziehung, auch als er nach dem Kriege die Stadt verließ und nach einem kurzen Aufenthalt in Triest seinen Wohnsitz in Paris nahm, wo ihn Ezra Pound mit den führenden Schriftstellern der Zeit bekannt machte. Es waren die Tage der «Lost Generation», die «Anni Mirabiles» der Literatur der Nachkriegszeit mit den erregenden Vorbereitungen zur Veröffentlichung des *Ulysses*, dessen erste Auflage in 1000 Exemplaren in Dijon gedruckt wurde und am 2. Februar 1922, dem 40. Geburtstag von Joyce, herauskam. Sie war in einem Monat vergriffen. Joyce war in den vordersten Rang der zeitgenössischen Erzähler vorgerückt. In den letzten Abschnitten des Buches stellt Gorman einige der höchst widersprüchlichen Rezensionen des *Ulysses* zusammen — eine Sammlung, die jeden verantwortungsbewußten Literaturkritiker sehr nachdenklich stimmen wird.

Der Nachtrag, der von Carola Giedion-Welcker der deutschen Ausgabe beigegeben ist, wird zweifellos auf besonderes Interesse stoßen. Die Verfasserin hat sich schon durch frühere Aufsätze über Joyce, besonders aber durch ihre ausgezeichnete Interpretation des *Ulysses* in der neuen deutschen einbändigen Ausgabe des Romans, als Joyce-Kennerin bestens ausgewiesen. Der Nachtrag enthält nicht nur wesentliche Ergänzungen zum Charakterbild Joyce' in den späteren Lebensjahren, sondern auch eine ganze Reihe von Reminiszenzen, die sich auf des Dichters Verhältnis zu Zürich beziehen. Denn von Paris aus war Joyce schon wegen seines Augenleidens immer wieder nach Zürich gereist, um sich von Professor Vogt behandeln zu lassen. Wir erfahren Einzelheiten über Joyce' «apolitisches Verhalten» vor dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges, über sein Verhältnis zur Oper, über seine Bewunderung für die Musik Othmar Schoecks und für die Gedichte Gottfried Kellers. Schicksalshaft berühren uns seine letzten Erlebnisse: sein Wunsch, nach dem Zusammenbruch Frankreichs sich mit seiner Familie in die Schweiz begeben zu dürfen, die Schwierigkeiten, die sich diesem Unternehmen in der Kriegszeit entgegensetzten und schließlich überwunden wurden, die Ankunft in der Schweiz im Dezember 1940 und die letzten zunächst ruhigen paar Wochen in Zürich, bis der plötzliche und heftige Ausbruch eines latenten Darmleidens seinem Leben am 13. Februar 1941 jäh ein Ende setzte.

Es ist verständlich, daß Gormans Biographie noch nicht die sichere Linie, die den Ablauf eines erfüllten Lebens bestimmt, herauszuarbeiten vermag. Gormans Darstellung führt eigentlich nicht weiter als bis zum Erfolg des *Ulysses*. Die 17jährige Arbeit, die zwischen Anfang und Ende von *Finnegans Wake* liegt, bleibt so gut wie ganz im Dunkeln. Dies hängt zweifellos damit zusammen, daß Gorman sich auf die tatsächlichen Ereignisse im Leben Joyces beschränkt und wenig Versuche unternimmt, den gemeinsamen Grund von Biographie und Gedankenwelt zu erfassen. Das konnte damals auch noch nicht seine Aufgabe sein. Innerhalb der gegebenen Grenzen bleibt das Buch aber ein überaus aufschlußreiches und lesenswertes Werk.

Heinrich Straumann

Schwäbische Kunde aus drei Jahrhunderten

Es war ein glücklicher und lange gehegter Gedanke des Verlegers *Hermann Leins*, der dieser Anthologie zugrundeliegt[1]. In *Emil Staiger* erwuchs ihm ein hervorragender Sachwalter und Herausgeber, der mit Umsicht die nicht leichte Aufgabe löste. Es ging darum, schwäbisches Geistesleben mehrerer Epochen in einer Auswahl aufschlußreicher und ansprechender Text zu vergegenwärtigen, ein reich facettiertes Schmuckstück zu schaffen, in welchem sich die geistige Strahlung der großen Schwaben brechen würde, ohne den heimlicheren Glanz zu verdrängen, der von weniger berühmten Quellen ausgeht und der doch erst eigentlich «das Schwäbische», das all diesen Zeugnissen gemeinsam ist, zum Leuchten bringt. Auf eine begriffliche Definition des schwäbischen Geistes war es von vornherein nicht abgesehen; die Texte sollten in diesem Punkte selber sprechen. Niemand wird sich das anders wünschen wollen, nachdem uns die seit dem Beginn dieses Jahrhunderts in der deutschen Literaturwissenschaft betriebene großangelegte Spekulation über die Stämme und Landschaften ihren Pferdefuß nur zu deutlich offenbart hat. Der schwäbische Geist hat es nicht nötig, durch ethnologische, gar durch Blut und Boden-Theorien «untermauert» zu werden. Er spricht tatsächlich aus sich selber, mindestens seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, und das mit solcher Intensität, daß er kurz nach seinem machtvollen Erwachen bereits die große Zeit des deutschen Geistes entschieden mitbestimmt.

Die Versuchung muß für den Herausgeber groß gewesen sein, dennoch schon in viel früherer Epoche mit den ersten Zeugnissen einzusetzen, mit dem höfischen Minnesang nämlich, der wie die mittelhochdeutsche Dichtung überhaupt seinen Schwerpunkt so sehr im Süden des deutschen Sprachgebietes hat, daß in den Anfängen der Germanistik lange in diesem Sinn von einer «schwäbischen Schule» die Rede war. Aber eine solche Ausdehnung der Dokumentation über die Jahrhunderte hinweg verbot sich von selbst in dem Augenblick, da feststand, daß eigentlich dichterische, lyrische Zeugnisse nicht aufgenommen werden konnten, weil sie allzuviel des jedermann Vertrauten gebracht hätten und wohl auch weil die innere Einheit des Bandes, die nicht zuletzt auf der gleichmäßig und ruhig fließenden Prosa der einzelnen Beiträge beruht, dadurch in Frage gestellt worden wäre. Die weise Beschränkung auf Prosa-Texte hat zur glücklichen Folge, daß die schwäbische Kunde vermittelter, leise gedämpft an unser Ohr dringt. Sie wirkt um so stärker in dieser Verhaltenheit und lädt uns zu nachdenklich-beschaulichem Verweilen ein.

Noch am Beginn der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts konnte Schwaben als ein Land der tiefsten geistigen Stagnation gelten, in dem durch unglückliche politische und gesellschaftliche Umstände jede Regung eines höhern Geistes im Keim ersticken mußte. So wenigstens erschien es dem aufgeklärten Berliner Kreis Lessings, Mendelssohns und Nicolais. In seinen Briefen, die neueste Literatur betreffend, wurde mit Hilfe einer kleinen Abhandlung, die wir heute kultursoziologisch nennen würden, den Gründen für diesen pittoyablen Zustand Schwabens nachgegangen. Die Hauptschuld schien an der Kluft zu liegen, die das Bürgertum vom Hof und den höheren Beamtungen trennte. Tatsächlich kann man sagen, daß Wieland als erster schwäbischer Schriftsteller von mehr als lokaler Bedeutung erst in dem Augenblick zu sich selber fand, da er diese Kluft übersprang und in den Kreis um den Grafen Stadion eintrat. Auf dieser Seite der Kluft war mehr als ein Jahrhundert zuvor schon ein hoher Staatsbeamter und Dichter wie Weckherlin möglich gewesen, den man gerade auf Grund seiner barocken Weltgewandtheit kaum als

[1] Emil Staiger: «Schwäbische Kunde» aus drei Jahrhunderten. Rainer Wunderlich, Verlag Hermann Leins, Tübingen 1958.

«schwäbischen» Poeten zu bezeichnen wagt — und auch Wieland findet den Ort der Erfüllung schließlich ja außer Landes. Ihm folgt Schiller mit einem weniger friedlichen Aufbruch aus dem Vaterland, der dann so etwas wie der Hornstoß für die zehn Jahre jüngere Generation der großen Tübinger Stiftler wird. Erst nachdem aber das heroische Zeitalter des schwäbischen Geistes vorüber ist, entfaltet er den Charakter, der in Nachklängen bis heute kennzeichnend geblieben ist: in der romantischen und spätromantischen Sphäre Kerners und Uhlands, Mörikes und Schwabs. Sie bildet, mit den Zeugnissen der Beteiligten selber wie mit den Rückblicken mancher noch später Geborenen, den eigentlichen Kernbestand der «Schwäbischen Kunde» Staigers. Diesem Bereich entstammen auch die eigentlichen Trouvaillen des Bandes, die selbst dem in schwäbischer Literatur bewanderten Leser noch die eine oder andere Überraschung bereiten werden.

Am Beginn des Bandes aber steht ein Einzelgänger, der nicht leicht ins allgemeine Bild des Schwabentums einzureihen sein dürfte, Kepler. Oder steckt in dem hier präsentierten «Discurs von der großen Conjunction und allerlei vaticiniis über das 1623. Jahr» doch schon jener schwäbische Geist des «Kuinzigen», einer sehr tief verborgenen Schlauheit und Ironie, über den uns Heidegger belehrt hat? Jedenfalls ist diese Auseinandersetzung des großen Astronomen und Mathematikers mit den astrologischen Prognostica seiner Zeitgenossen eine würdige Einleitung in die schwäbische Kunde. Es folgen die Schwabenväter Bengel und Oetinger, zu geistesgeschichtlichem Ruhm gelangt durch die Einflüsse ihres pietistischen Denkens, die sich in den großen Leistungen des deutschen Idealismus und bei Hölderlin feststellen lassen. Der aufmerksame Leser wird in der vorgelegten Exegese des Beginns der Offenbarung Johannis aus Bengels Feder genügend Ansatzpunkte finden, von denen aus Lichter auf die denkerische und dichterische Geschichtsauffassung der idealistischen Generation fallen, und in den Bekenntnissen Oetingers wird der Zusammenhang nach rückwärts einerseits mit der Mystik Jakob Böhmes und andrerseits mit der Philosophie der Leibniz-Wolffschen Schule überaus deutlich. Wieland aber, der nun folgt, ist aufs glücklichste mit einem Merkur-Aufsatz über das Aufklärer-Thema «Was ist Wahrheit?» vertreten, in welchem humane Toleranz und sittlicher Ernst sich auf anmutige Weise vereinen, ein Beispiel jener festgegründeten Heiterkeit, von welcher Goethe in seiner Gedächtnisrede auf Wieland, die Staiger einleitend zitiert, in so unübertrefflichen Worten spricht.

Schubart ist nicht vergessen, dessen Festungshaft die Phantasie entzündete, die Gemüter der schwäbischen Jugend bewegte und Tyrannenhaß in ihr aufbrodeln ließ; aber gleich darauf darf der Historiker Spittler die Ehre des Herzogshauses retten.

Schwieriger wird die Aufgabe, mit einem kurzen Prosastück ein repräsentatives Bild von der Bedeutung eines Gesamtwerkes aus dem schwäbischen Kosmos zu geben, wo es sich um die vier Großen handelt, die in die Einsamkeit der Weltgeschichte des Geistes hinausragen, Schiller, Hölderlin, Hegel und Schelling. Von Schiller ist die Antrittsrede über das Studium der Universalgeschichte aufgenommen, die einem der wenigen glücklichen Momente seines äußeren Daseins entstammt, kurz bevor dann die Krankheit ihre Schatten über ihn legt. Hier hat er sich ein letztes Mal jung gefühlt unter Studenten, die er zur Begeisterung hinriß. Die strenge Zucht des Kantschen Denkens, die er sich bald hernach auferlegt, ist noch nicht zu spüren. Um so unmittelbarer weht ein legitimes Pathos aus seiner dramatischen Arbeit herüber und ergreift uns. Hölderlin ist mit dem großen Gespräch über die Athener aus dem Hyperion vertreten. In diesem äußerstèn Gegenbild zur schwäbisch-hesperischen Heimat des Dichters spricht die Spannung sich aus, die sein Schaffen strukturiert, als Sehnsucht und schließliche poetische Bewältigung des weltgeschichtlichen Gegensatzes, in den er sich

gestellt sieht und der ihn den eignen Landsleuten so lange fast unverständlich machte, weil er von vornherein und gewaltsamer noch, als es durch das hohe Pathos Schillers geschieht, die schwäbische Idylle sprengt. Auch Hegel ist mit einem vergleichsweise frühen Text vertreten, der den sogenannten Theologischen Jugendschriften entnommen ist und gerade deshalb die Verwandtschaft in gewissen Grundvorstellungen mit den Jugendfreunden Schelling und Hölderlin erkennen läßt. Schelling seinerseits erscheint hingegen mit einem Abschnitt aus den «Weltaltern», dem gewaltigsten Text wohl der ganzen Anthologie, dessen Sprache an manchen Stellen, von innerer Kraft und vom Willen zur Aussage des Unsagbaren geschüttelt, knapp am Umschlag ins Gestammel vorbeistreift.

Wir halten ein. Den ganzen Reichtum von Staigers Sammlung kurz resümierend zum Bewußtsein zu bringen, würde ohnehin unmöglich sein. Es folgt die ganze romantische Schule Schwabens, präludiert durch einen Text Eschenmayers über den Satan, der erkennen läßt, wie wenig sich gerade in Schwaben selber die Stimmung kleinerer Geister durch deutschen Idealismus und Frühromantik hatte beeinflussen lassen, wie stark hier das pietistische und in religiösen Dingen höchst orthodoxe schwäbische achtzehnte Jahrhundert weiterwirkte. Doch bricht nun allerdings auch unversehens Fortschrittsglaube ein: zwischen die schwäbische Schule um Kerner und Uhland einerseits, den Kreis um Mörike anderseits schiebt sich die Gestalt Friedrich Lists, des Nationalökonomen, Auswanderers und Eisenbahngründers, mit einem inmitten der idyllischsten Romantik wahrhaft erschreckenden Text über das deutsche Eisenbahnsystem, der den Kontrast selber betonen zu wollen scheint, indem er sich als Schauplatz seiner Diskussion die burgengekrönte, sagenumwobene Rheinlandschaft auswählt. Ein neues Zeitalter bricht an. Wie bei List eine altväterische Form des literarischen Ausdrucks mit den Ideen des kommerziell denkenden Bürgertums des 19. Jahrhunderts durcheinandergeht, wäre einer stilkritischen Betrachtung wert.

Indes werden gleich wieder edlere oder gemüthaftere Töne angeschlagen. In Friedrich Theodor Vischer wird noch einmal die idealistische Tradition lebendig. David Friedrich Strauß blickt auf die eigene Jugend zurück. Überhaupt nimmt die Auswahl gegen Ende, und mit guten Gründen, einen immer ausschließlicher rückwärtsgewandten Charakter in dem Sinne an, daß auch die neueren Vertreter des schwäbischen Geistes vorzugsweise mit Texten erscheinen, in denen sie sich selber mit schwäbischer Vergangenheit befassen, uns so in den Genuß wiederholter Spiegelung des einen Gegenstandes bringend. In den drei letzten Stücken erzählt Hermann Hesse aus seiner Kindheit, entwirft Theodor Heuß meisterlich das Bild des Grafen Reinhard, der in Schwaben geboren und im Tübinger Stift erzogen, vom Schicksal für kurze Zeit in die Stellung eines französischen Außenministers getragen wird und uns durch seine Beziehung zu Schiller und dann vor allem zu Goethe merkwürdig bleibt — gibt Theodor Haering schließlich einen munter-wehmütigen Abgesang auf das alte Schwaben, auf die Landschaft der Alb und die Vollmondnächte Tübingens.

Wer den Band aus der Hand legt, wird sich dem Herausgeber dankbar verbunden fühlen für das sichere Geleit, das er ihm durch bekannte und unbekannte Schätze der schwäbischen Literatur (in dem weiten Sinne, der alle Dokumente des Geisteslebens in guter Prosa einschließt) gewährt hat: für die konzisen Einleitungen zu den einzelnen Stücken wie für die Auswahl als solche, die dem vielgestaltigen und doch in sich geschlossenen Phänomen des schwäbischen Geistes auf hervorragende Weise gerecht wird.

Beda Allemann